Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 53 (1949-1950)
Heft: 15

Artikel: Rikscha-Kuli in Peking
Autor: Gedat, G.A.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-668790

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Nach einer Weile fügte er hinzu: „Ihr sprecht von Plänen, von Hoffnungen — ich verstehe das. Aber habt Ihr die Bettina gefragt, ob sie nach diesen Plänen glücklich werden kann?"

Es war lange still zwischen den beiden Männern. Grimmig hantierte der Goldschmied mit den Schaukästen. Schon hatte sich Franz Liszt erhoben, weil doch dort auf dem Schloßplatz die Weimarer warteten, da sprang ihm Severin in den Weg.

„Wenn Ihr nach Weimar kommt, sagt also in Gottes Namen dem Spitzbuben, ich wäre nicht dawider. Nachdem sogar der Liszt unter die Brautwerber gegangen ist..." B. F.

Zeit und Ewigkeit

Rudolf Hägni

Es schwinden die Jahre, es schwinden die Zeiten,
Die Menschen kommen, die Menschen vergehn,
Und doch wird kein Stäubchen jemals auf Erden
Aus der Welt sich verlieren und spurlos verwehn.
Aus Blüte wird Frucht, und aus Frucht wird Samen,
Es wechselt das Kleid, es wechseln die Namen,
Doch ewig beginnt der Kreislauf von vorn,
Genährt aus der Schöpfung lebendigem Born.

Rikscha-Kuli in Peking

Von G. A. Gedat

Er rennt und rennt und rennt, denn Rennen ist sein Beruf. Wohin, das sage ich ihm auf englisch, er versteht soviel, und er versteht auch meine chinesischen Brocken. Er rennt in Sonne und Wind, in Regen und Schnee, in der Gluthitze der Sommer und durch die Kälte der Winter.

Vierzehn Jahre ist er alt, vielleicht auch siebenzig. Alle Altersklassen sind vertreten, und mancher Junge beginnt seine schwere Arbeit viel zu früh, wenn seine jungen Glieder den Anforderungen solcher Schufterei längst noch nicht gewachsen sind.

Trete ich am Morgen aus unserem Haus, das an einer der belebten Straßen liegt, beginnt der Kampf. Eine ganze Reihe von Kulis sind mit ihrem Karren angetreten und warten hier auf Fahrgäste. Der weiße Mann ist ihnen der liebste, denn sie wissen, daß seine Trinkgelder höher sind als die der Chinesen.

Der Kampf beginnt um den weißen Herrn, zehn, zwanzig und dreißig Kerle drängen und stoßen einander in tollstem Geschrei, jeder die Vorzüge seiner Rikscha anpreisend und bittend und bettelnd, man möge sich erbarmen und seinen Karren und ihn als Läufer mieten.

Es empfiehlt sich, immer den gleichen Mann zu wählen, denn dadurch ist all der Streit von vornherein unterbunden, und man weiß sich gut versorgt, wenn man erst einmal gesehen hat, wie der Mann läuft, und wie schnell oder langsam er ist. Wundervoll ist dieses Dahingleiten in dem leichten Gefährt. Zwei große Räder mit Gummibereifung, wie wir sie von unseren Fahrrädern kennen, tragen den Sitz, der weich gepolstert ist und in Federn hängt, daß jeder Stoß nur zu einem leichten Wiegen und Schweben wird. Es gibt kaum ein schöneres Fahren, und ich bereite mir wieder und wieder diesen Genuß, der mir zur kindlichen Freude wird.

Wenn nur der Mann da vorn nicht wäre, der eingespannt in die beiden dünnen Deichselstangen den Karren ziehen muß und rennt und rennt ...

Fast alle diese Männer haben den häßlichen Husten, der sie mitten im Laufen überkommt oder dann, wenn die Fahrt zu Ende geht und

der Mann schweißtriefend dasteht und seinen Lohn und ein Geschenk empfängt. Der Husten verrät, daß in dem Kuli die Schwindsucht frißt.

Ich kann mich nur immer wieder wundern, daß viele der Männer noch so alt werden. Sie gleichen in den meisten Fällen einem Skelett, nichts ist an ihren Leibern als Haut und Knochen, aber sie rennen immer noch, denn anders bleibt ihnen nur noch das Schicksal des Bettlers oder der Hungertod.

Jeden Morgen, wenn ich ausfahren will, steht mein Kuli da und wartet. Er strahlt über das ganze Gesicht, wenn ich ihn aus der Masse der Streitenden herausrufe und ihm Weg und Ziel der Fahrt nenne. Er weiß, daß wir zusammengehören, und ich fühle mich mit ihm sicher. Ja, ich bin traurig, wenn er an einem Tag nicht da ist, weil unterwegs ein anderer ihn mietete. Wir gehören zusammen, das weiß er, und das weiß ich.

Sein Englisch ist mangelhaft, aber mein Chinesisch noch viel mehr. Immerhin mit einigem guten Willen kommen wir durch. Ich frage ihn nach seiner Familie.

„Herr", sagt er, „die sehe ich selten, einmal oder zweimal im Monat, öfter nicht." Auf mein Erstaunen erzählt er, daß sein Weib und acht Kinder draußen vor der Stadt in einem Vorort wohnen, und daß es zu spät würde, wollte er immer hinauslaufen. Und dann das Geschäft! Abends, wenn Theater und Kinos zu Ende sind und wenn die Menschen aus den Lokalen nach Hause wollen, dann ist das Geschäft am besten, und es gilt, die Stunden von Anbruch der Dunkelheit bis spät nach Mitternacht auszunutzen. Sie bringen mehr ein als ein ganzer Tag.

Ein Hundelohn ist es für den, der so rennt. Für ein paar Pfennige läuft er zwei oder drei Kilometer, und dieser Betrag gehört nicht etwa ihm. Der Besitzer der Rikscha bekommt ihn. Der ist Unternehmer, der Kuli dagegen nur Angestellter. Von einem Groschen Fahrgeld bleiben für ihn zwei oder drei Pfennige.

Von der Frühe des Tages an ist er unterwegs. Rennen, immer rennen. Heiß wird er und naß, und dann wieder kalt, eiskalt, und der Husten kommt, der häßliche Husten, und das Stechen in der Brust dazu.

Nachts schläft der Mann einige wenige Stunden. Er schiebt den Karren in eine dunkle Ecke, und es gibt viel dunkle Ecken in jeder chinesischen Stadt. Der Mann setzt sich auf das Fußbrett seines Gefährts und legt den Kopf auf den Sitz und schläft.

Früh kauft er an einem Stand ein Frühstück für ein paar Pfennige.

Händler bieten in großen Gefäßen, die sie an einer über den Schultern hängenden Stange durch die Straßen schleppen, Essen an. Für einen Groschen ersteht der Kuli ein Mittagsmahl, das für den ganzen Tag anhalten muß. Gerste ist der Hauptbestandteil dieser Mahlzeit, denn Reis, den er so gerne äße, ist viel zu teuer. Den können sich ja weithin nicht einmal die Bauern leisten, die ihn selbst bauen.

Der Kuli rennt und rennt. Ich habe ihm gesagt, daß er mich vor die Stadt fahre, in jene Vorstadt, wo er wohnt. Ich will seine Familie kennenlernen und sein Haus. Zuerst hat er mich ungläubig angeschaut und gemeint, ich scherze. Ein weißer Herr erkundigt sich nach seinem Ergehen. Das ist seltsam, unglaublich; das ist ihm noch nie im Leben passiert. Und nun will der weiße Herr seine Familie sehen, seine Söhne, seine sechs Söhne.

Er macht Ausreden, der Weg würde mir zu weit sein und zu teuer. Er schlägt vor, mich zu den Palästen hinüberzufahren, von denen er weiß, daß ich sie noch nicht sah und daß ich eines Tages dort hinauswollte.

Das sind alles nur Höflichkeiten. Der Mann ist Chinese, und ich habe genug in China gelernt, um zu wissen, was es um diese Höflichkeit ist. Auch für einen Rikscha-Kuli gibt es kein größeres Glück, als wenn er einem anderen Menschen seine Söhne zeigen darf, seine geliebten. Gleichgültig sind ihm die Frau und die Töchter, notwendiges Uebel sind sie. Aber die Söhne, die Erben, die ihm einmal opfern werden, wenn er, der Alte, nicht mehr sein wird, wenn er zu den Ahnen einging!

Oder zaudert der Mann vielleicht auch, weil er sich seiner Armut schämt? Ich kann mir denken, daß der Stadtteil, in dem er wohnt, fürchterlich sein muß.

Er rennt und rennt. Immer enger werden die Gassen; längst hat jede westliche Zivilisation aufgehört. Vor den Häusern stehen Weiber und Kinder und sehen unserm Gefährt nach. Was will der Weiße in diesem Stadtviertel? Kinder schreien auf, als sie mich sehen. Ich bin der erste weiße Mensch, den ihr Auge erblickt.

Bettler werfen sich neben unserem Karren in den Staub der Straße. Bettelndes Kindervolk läuft ein Stück neben dem Gefährt her und schreit mich an. Straßenhunde lungern überall herum, sich von den Abfällen der Straße ernährend. Widerlich anzusehen sind ihre von Eiterbeulen und Schwären zerfressenen Körper. Pestträger sind diese Köter, aber keiner wagt es, sie zu beseitigen, denn die Seelen, die in ihnen leben, möchten sich rächen.

Dreck, überall Dreck, und in dem Dreck spielende Kinder. Die Häuser sind elende Bretterbuden, und widerlich ist der Gestank, der die Luft erfüllt. Ist es ein Wunder, daß hier Pest und Cholera und Typhus Triumphe feiern können? Was Hygiene ist, weiß keiner. In jeder Ecke der Straßen verrichten Menschen ihre Notdurft, und Hunde fressen den Auswurf auf, oder Fliegen; Milliarden von Fliegen schwärmen darüber und sitzen im nächsten Augenblick auf menschlicher Speise.

Menschen sehen mir nach, dem weißen Herrn, der in einer Rikscha durch das Elend fährt und eine andere Welt vertritt, die diese Menschen nur von Geschichten her kennen oder aus den Kinos, die auch hier an verschiedenen Straßenecken Geschäfte machen. Diese Kinos sind besucht, trotz all der Armut. Kann man es den Leuten verdenken, daß sie dorthin laufen, in das einzige Vergnügen, das sie kennen? Die Kinobesitzer fragen nicht darnach, was sie in Hirnen und Herzen jener Menschen auslösen; sie machen Geschäfte, das ist alles.

Aber in den Besuchern wird ein Verlangen wach nach einer Welt, die sie nie vorher kannten. Und durch die Filme wächst ein Begehren, das keiner stillen wird und keiner stillen kann. Muß diesen Männern und Weibern, Burschen und Mädchen das ganze Elend nicht nur noch trostloser werden? Ich fragte sie, und sie zuckten die Achseln. Man amüsiert sich, um zu vergessen, und wenn es nicht anders geht, vergißt man zu zweit, so oder so, auf möglichst billige Art. Hier sind schon Kinder eingeweiht in alle Geheimnisse und alle Widerlichkeiten sexuellen Genusses.

Die Rikscha hält. Aber ich bleibe sitzen, denn was ich sehe, ist so furchtbar, daß ich kaum wage, auszusteigen. Eine Bretterbude steht an der Straße. Die Fenster sind zum Teil mit Glas versetzt, andere mit Brettern vernagelt. Hinter dem Haus liegt ein Tümpel; Blechkästen und alte Büchsen rahmen sein Ufer ein. Als wir auf das Haus zugehen, jagen ein paar Ratten über unsern Weg hinunter zum Wasser.

Unheimlich ist der Gestank. Ein Ekel schnürt mir die Kehle zu. Ich überwinde mich und trete in das Haus. Dreck, überall Dreck, und dazwischen Kinder, vier, fünf, sechs Kinder. Die Jüngsten hängen sich an den Vater, und der strahlt über das ganze Gesicht.

„Herr", sagt er in chinesischer Höflichkeit und Uebertreibung, „diese meine Hunde stehen zur Verfügung meines weißen Herrn."

Ich weiß, daß ich ihm sagen muß, daß ich seine Prinzen bewundere, und ich kann ein Lächeln bei diesem Vergleich kaum unterdrücken. Stokkend nur kommen die Worte über meine Lippen, aber der Mann lächelt über die ihm erwiesene Ehre. „Herr," sagt er, „ich weiß, daß du anderes gewohnt bist, aber du hast meinem Haus eine große Ehre erwiesen. Meine Ahnen mögen dich segnen."

Natürlich muß ich Tee trinken, und ob ich es kaum wage, die Tasse an die Lippen zu bringen, ich muß. Die Beleidigung wäre zu groß, als daß ich sie wagen dürfte. Daß der Tee kochend heiß ist, tröstet mich und verringert die Gefahr einer Ansteckung.

Um mich herum steht die Familie, die Frau mag früher sogar einmal schön gewesen sein. Heute ist sie abgehärmt und elend. Ihre Kleider starren vor Schmutz.

Die sechs Kinder können sich nicht genug wundern über den Gast in dem strahlend weißen Tropenanzug, mit dem weißen Gesicht und den weißen Händen. Die beiden ältesten sind unterwegs, der eine ist auch Rikschakuli, der andere arbeitet in einer Seidenspinnerei. Ich habe Sei-

denspinnereien gesehen, und ich weiß, was es bedeutet, dort zu schaffen. Es läuft mir kalt bei dem Gedanken über den Rücken.

Keines der Kinder wagt es, näherzukommen. Auch die Münze in meiner Hand kann sie nicht locken. Ja, wenn das auf der Straße wäre, aber der fremde weiße Mann im Haus, das ist ihnen zu toll.

Ich werfe ihnen die Geldstücke zu. Ihre Geschicklichkeit im Fangen ist bewundernswert. Der Vater ist tief gerührt. Er hat der Mutter den Grund meines Kommens erzählt. In ihren Augen stehen Tränen.

Die Kinder gehen alle nicht in die Schule, bis auf den jüngsten Jungen. Eine Missionarin hat es fertiggebracht, den Eltern die Erlaubnis abzukämpfen, den Jungen in die Missionsschule zu schicken. Der Vater erzählt es mir, und sein Weib schaut argwöhnisch zu mir herüber. Sie ist noch weniger von der Notwendigkeit eines Schulbesuchs überzeugt als der Mann. Hinzu kommt eine abergläubische Furcht vor den weißen Schwestern und den Missionaren.

Wozu sollen die Jungen auch in die Schule gehen? Sie werden Rikschakulis sein wie ihr Vater. Weiter wird ihnen das Leben nichts zu bieten haben.

Ich stehe auf und verbeuge mich vor der Frau und den Kindern. Keinem die Hand geben, es ist nicht Sitte, und es bedeutet am Ende Krankheitsübertragung.

Die Luft draußen ist bei allem Gestank, der von den Wassertümpeln kommt, eine Erquickung. Im Haus war es kaum zum Aushalten. Auf der Straße hat sich inzwischen ein Haufe Volks versammelt. Wie ein Lauffeuer ging die Kunde von dem seltsamen Besuch von Haus zu Haus. Staunend steht jung und alt da. Der Kuli muß meine Rikscha mit viel Geschrei und kräftigen Stößen freimachen. Unzählige Kinderhände strecken sich mir entgegen und fordern ein Geschenk. Als ich ihnen nichts gebe, fallen die ersten Schimpfworte, die immer heftiger werden.

Ich springe in das Gefährt. Der Kuli zieht an und beginnt zu rennen. Hinter mir her fliegen ein paar Steine und schallt das Gejohle der Straßenjungen.

Der alte Kuli rennt und rennt und rennt, denn Rennen ist sein Beruf. Als wir nach langer Fahrt am Ziel sind, lege ich ihm natürlich noch ein besonderes Geschenk auf seinen Lohn. Er möchte mir seinen Dank sagen und kann es doch nicht, denn sein Gestammel wird wieder von häßlichem Husten unterbrochen.

Träumender Baum

Die Knospen sprangen und die Rosen sprossen,
Von einem alten Gärtner treu gepflegt.
Er hat den Baum beschnitten und begossen
Und warme Liebe in das Werk gelegt.

Nun ruht der Alte auf der Totenbahre.
Des Hauses grüne Läden gingen zu,
Auf dass es ihm den stillen Frieden wahre —
Was aber, Rosenbaum, was willst nun du?

Er blüht, als ob er noch die Liebe spüre!
Und sieh: der Baum verhaucht ein Rosenblatt,
Dass dankend es die sachte Hand berühre,
Die eben er im Traum gesehen hat.

Walter Dietiker